

Delphine de Vigan
Nach einer
wahren Geschichte

Roman

Aus dem Französischen
von Doris Heinemann

Leseprobe

DUMONT

Einige Monate nach dem Erscheinen meines jüngsten Romans hörte ich auf zu schreiben. Fast drei Jahre lang schrieb ich keine Zeile. Solche Redewendungen sind manchmal wörtlich zu nehmen: Ich schrieb kein einziges Behördenschreiben, keinen Dankesbrief, keine Ansichtskarte, keinen Einkaufszettel. Nichts, was irgendein Formbemühen oder Formulieren verlangt hätte. Keine Zeile, kein Wort. Beim Anblick eines Blocks, eines Hefts oder einer Briefkarte wurde mir übel.

Mit der Zeit wurde die Bewegung an sich selten, zögernd und konnte nicht mehr ohne Beklemmungen ausgeführt werden. Schon das einfache Halten eines Stifts fiel mir immer schwerer.

Später ergriff mich Panik, sobald ich ein Word-Dokument öffnete.

Ich suchte nach der richtigen Haltung, der optimalen Ausrichtung des Bildschirms, ich dehnte meine Beine unter dem Tisch. Und dann saß ich stundenlang da, regungslos, den Blick auf den Bildschirm gerichtet.

Noch später begannen meine Hände zu zittern, sobald ich sie einer Tastatur näherte.

Ich lehnte ohne Unterschied alle an mich gerichteten Angebote ab: Artikel, Sommererzählungen, Vorworte und sonstige Beteiligungen an Gemeinschaftswerken. Ich brauchte nur das schlichte Wort *schreiben* in einem Brief oder einer Nachricht zu sehen, und schon verkrampfte sich mein Magen.

Schreiben, das konnte ich nicht mehr.

Schreiben, o nein.

Ich weiß heute, dass in meiner Umgebung verschiedene Gerüchte über mich kursierten, sowohl in den literarischen Zirkeln als auch in den sozialen Netzwerken. Ich weiß, es hieß, ich schreibe nicht mehr, ich sei am Ende von etwas gelangt, solche Stroh- beziehungsweise Papierfeuer würden letztlich immer verlöschen. Der Mann, den ich liebe, bildete sich ein, ich hätte durch den Kontakt mit ihm meinen Schwung oder auch die kreative innere Verwerfung verloren und deshalb würde ich ihn bald verlassen.

Wenn mich Freunde, Verwandte und manchmal sogar Journalisten nach diesem Schweigen zu fragen wagten, nannte ich verschiedene Gründe und Hemmnisse, darunter Müdigkeit, Reisen ins Ausland, den mit dem Erfolg verbundenen Druck oder sogar das Ende eines literarischen Zyklus. Ich schützte Zeitmangel, Vetzettelung, zu viel Unruhe vor und zog mich mit einem Lächeln aus der Affäre, das niemanden täuschen konnte.

Heute weiß ich, das alles war nur Vorwand. Das alles war nichts.

Es ist sicher vorgekommen, dass ich Nahestehenden gegenüber die Angst erwähnte. Ich erinnere mich nicht, von Schrecken gesprochen zu haben, dabei ging es um *Schrecken*. Jetzt kann ich es zugeben: Das Schreiben, das mich seit so langer Zeit beschäftigte, das mein Leben so grundlegend verändert hatte und mir so kostbar war, versetzte mich in Schrecken.

Die Wahrheit ist, dass ich in dem Augenblick, wo ich mit dem Schreiben hätte anfangen müssen, und zwar gemäß einem Zyklus, in dem sich Latenz-, Inkubations- und Phasen des eigentlichen Schreibens abwechseln – einem quasi chronobiologischen Zyklus, in dem ich seit mehr als zehn Jahren lebte –, in dem Augenblick also, wo ich das Buch, für das ich bereits eine gewisse Anzahl Notizen gemacht und eine umfangreiche Dokumentation zusammengestellt hatte, L. begegnete.

Heute weiß ich, dass einzig und allein L. der Grund für meine Schreibunfähigkeit war. Und dass mich die beiden Jahre, in denen wir in Beziehung standen, fast endgültig zum Schweigen gebracht hätten.

I Verführung

*– als wäre er eine Person in einem Buch
oder einem Theaterstück,
eine Person, deren Erinnerung nicht wie
Geschichte wiedergegeben,
sondern wie Literatur erfunden wurde.*

Stephen King, *SIE* »Misery«

An jenem Samstag wollte ich, als ich von der Buchmesse kam, zum Bahnhof fahren und dann aufs Land zu dem Mann, den ich liebe, um mit ihm den Abend und den nächsten Tag zu verbringen. François war, wie an fast jedem Wochenende, schon freitagabends nach Courseilles gefahren. Im Laufe der Jahre wurde dieses Haus, das er gerade gekauft hatte, als ich ihn kennenlernte, zu seiner Zuflucht, seinem Stützpunkt, und wenn ich ihn freitagabends mit einem lauten Seufzer des Behagens und der Erleichterung über die Schwelle dieses Hauses treten sehe, dann denke ich immer an die schnurlosen Telefone und an ihren kurzen zufriedenen Triller, wenn man sie zum Nachladen auf die Basisstation stellt. Alle, die uns nahestehen, wissen, von welcher fundamentalen Bedeutung dieses Haus für sein Gleichgewicht ist und dass man ihn nur selten von dort fortlockt.

François erwartete mich. Wir hatten vereinbart, dass ich ihn anrufen würde, wenn ich in den Bummelzug stieg, der an jedem Bahnhof hielt und auch irgendwo auf dem platten Land, wenige Kilometer von Courseilles entfernt.

Als die Metro in der Station Montparnasse stoppte, zögerte ich. Wahrscheinlich stand ich auf, aber ich stieg nicht aus. Ich fühlte mich zu belastet, um aufs Land zu fahren. Indisponiert. Der Zwischenfall auf der Messe hatte mit einem Schlag meine Erschöpfung, diesen Zustand der Anspannung, der Anfälligkeit offenbart, der François Sorge bereitete und den ich mir nicht eingestehen wollte. Ich setzte meinen Weg ins elfte Arrondissement fort. Ich

schickte ihm eine SMS, um ihm zu sagen, dass ich nach Hause fuhr und ihn später anrufen würde.

Als ich in meinem Viertel ankam, ging ich noch kurz zum Einkaufen in den Super U. Meine Kinder verbrachten das Wochenende bei ihrem Vater, François auf dem Land, und während der Fahrt hatte sich bei mir der Plan eines ruhigen Abends klar abzuzeichnen begonnen, eines stillen, einsamen Abends, ja, genau den brauchte ich jetzt.

Ich schlenderte, einen roten Plastikkorb am Arm, durch die Gänge des Supermarkts, da hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Hinter mir stand Nathalie, erfreut, aber nicht sonderlich überrascht. Mehrmals im Jahr treffen wir uns im Super U unseres Viertels. Dadurch sind diese Zufallsbegegnungen zu einer Art *running gag* geworden, bei dem jede nur noch ihre jeweilige Rolle zu spielen hat, wir umarmen uns lachend, das ist doch verrückt, so ein Zufall, um diese Zeit komme ich nie hierher, ich auch nicht.

Wir plauderten einige Minuten vor dem Joghurt-Kühlregal, auch Nathalie hatte nachmittags auf der Messe eine Signierstunde absolviert und außerdem ein Interview über ihren neuesten Roman, *Nous étions des êtres vivants*. Sie habe mich am Stand meines Verlags besuchen wollen, aber dann sei die Zeit knapp geworden und sie sei lieber früh nach Hause gefahren, denn abends sei sie noch zu einer Party eingeladen, übrigens sei sie hier, um eine Flasche Champagner zu kaufen. Wie ich keine drei Sekunden später einwilligen konnte, sie zu dieser Party zu begleiten, obwohl ich mich doch gerade noch auf einen einsamen Abend gefreut hatte, weiß ich nicht.

Bevor ich vor einigen Jahren François kennenlernte, verbrachte ich eine Reihe von Abenden mit Nathalie und einer anderen Freundin, Judith. Wir waren alle drei mehr oder weniger alleinlebend und wollten Spaß haben. Wir nannten diese Abende die *JDN* (Judith, Delphine, Nathalie). Die *JDN* bestanden darin, dass sich je-

weils eine von uns mit den beiden anderen zu den unterschiedlichsten Festen (Geburtstag, Wohnungseinweihung, Silvester) einlud, das heißt uns an die absonderlichsten Orte einschleuste, ohne dass auch nur eine von uns eingeladen gewesen wäre. So konnten wir uns in die Einweihung von Vereinslokalen, auf Tanzabende, Abschiedsumtrünke in Unternehmen und sogar eine Hochzeit schleichen, auf der keine von uns das Brautpaar kannte.

Obwohl ich Partys mag, weiche ich fast immer den Veranstaltungen aus, die man *dîners en ville* nennt (ich meine damit nicht Abendessen unter Freunden, sondern Abendessen, deren offizieller Charakter mehr oder weniger feststeht). Diese Abneigung hängt damit zusammen, dass ich unfähig bin, mich an die entsprechenden Codes anzupassen. Alles ist dann, als käme meine Schüchternheit mit einem Schlag wieder hoch, ich bin wieder das errötende Kind oder junge Mädchen von früher, das sich nicht ungezwungen und souverän an der Unterhaltung beteiligen kann und das schreckliche Gefühl hat, nicht auf demselben Niveau zu sein, nicht am rechten Platz – meistens verliere ich bei mehr als vier Tischgenossen ohnehin die Sprache.

Im Laufe der Zeit begriff ich schließlich – oder es ist das Alibi, das es für mich akzeptabel macht –, dass mich die Beziehung zum anderen erst ab einem gewissen Grad der Intimität interessiert.

Die *JDN* wurden seltener und hörten dann ganz auf, ich weiß nicht mehr warum. Vielleicht einfach, weil unser jeweiliges Leben sich veränderte. An jenem Abend im Super U sagte ich Nathalie zu und dachte dabei, dass eine Party mir die so selten gewordene Gelegenheit geben würde zu tanzen. (Denn wenn ich auch bei dem Gedanken, während eines Abendessens eine gute Figur machen zu müssen, vor Angst erstarre, so bringe ich es doch fertig, auf einer Abendeinladung, bei der ich niemanden kenne, ganz allein mitten im Wohnzimmer zu tanzen.)

Mir ist durchaus bewusst, dass diese genauen Angaben den Eindruck vermitteln könnten, ich würde zu anderen Geschichten abschweifen oder mich unter dem Vorwand, den Kontext oder die Kulisse zu beschreiben, verzetteln. Doch nein. Der Ablauf der Ereignisse erscheint mir wichtig, um zu verstehen, wie ich L. kennenlernte, und wahrscheinlich werde ich bei dem Versuch, die wahre Bedeutung dieser Begegnung zu erfassen, im Laufe dieser Erzählung erneut zurückgreifen müssen, noch weiter zurück.

Angesichts der Unordnung, die diese Begegnung in meinem Leben angerichtet hat, möchte ich unbedingt verstehen, was diese Macht möglich machte, die L. über mich und ich vermutlich über L. erlangte.

Übrigens tanzte ich, als ich L. zum ersten Mal sah, und in meiner Erinnerung streiften sich unsere Hände.

Wir saßen auf dem Sofa, L. und ich. Ich hatte die Tanzfläche als Erste verlassen, als ein Stück gespielt wurde, das mir nicht gefiel.

L., die länger als eine Stunde neben mir getanzt hatte, folgte mir bald. Mit einem Lächeln eroberte sie sich den schmalen Platz zwischen mir und meinem Nachbarn, der näher an die Armlehne rückte, sodass sie sich bequem hinsetzen konnte. Danach warf sie mir mit triumphierendem Gesichtsausdruck einen verschwörerischen Blick zu.

»Sie sind sehr schön, wenn Sie tanzen«, erklärte sie, kaum dass sie saß. »Sie sind schön, weil Sie tanzen, als fühlten Sie sich völlig unbeobachtet. Ich bin übrigens sicher, dass sie es tun, dass Sie auch sonst so tanzen, allein in Ihrem Schlafzimmer oder im Wohnzimmer.«

(Als meine Tochter noch Jugendliche war, sagte sie mir einmal, dass sie als Erwachsene diese Erinnerung an mich behalten würde, eine Mutter, die mitten im Wohnzimmer tanzt, um ihre Freude auszudrücken.)

Ich dankte L. für das Kompliment, wusste aber nicht recht darauf zu antworten, sie schien übrigens auch nichts zu erwarten, sondern beobachtete lächelnd weiter die Tanzfläche. Ich betrachtete sie unauffällig. L. trug eine fließende schwarze Hose und eine cremefarbene Bluse, deren Kragen mit einem schmalen dunklen Satin- oder Lederband verziert war, genau konnte ich das Material nicht erkennen. L. war vollkommen. Ich dachte an die Reklamen für die Marke Gérard Darel, ich erinnere mich noch gut daran, denn sie stellte genau das dar, diese einfache, moderne Eleganz, die

geschickte Kombination von klassischen, hochwertigen Stoffen mit gewagten Details.

»Ich weiß, wer Sie sind, und freue mich sehr über unsere Begegnung«, fügte sie nach einer Weile hinzu.

Wahrscheinlich hätte ich sie fragen müssen, wie sie hieß, wer sie eingeladen hatte und sogar, was sie beruflich machte, aber ich fühlte mich von dieser Frau und ihrer ruhigen Sicherheit eingeschüchtert.

L. war genau die Sorte Frau, die mich fasziniert.

L. war wie aus dem Ei gepellt, das Haar glatt, die Nägel perfekt gefeilt und in einem Zinnoberrot lackiert, das in der Dunkelheit zu leuchten schien.

Ich habe Frauen, die Nagellack tragen, immer bewundert. Lackierte Nägel verkörpern für mich eine bestimmte Vorstellung von weiblicher Eleganz, die mir, wie ich schließlich einsehen musste, zumindest in dieser Hinsicht für immer verwehrt bleiben wird. Ich habe zu breite, zu große und in gewisser Weise zu starke Hände, und wenn ich mir versuchsweise die Nägel lackiere, wirken sie noch größer, als würde dieser vergebliche Verkleidungsversuch ihre Männlichkeit nur betonen (der Vorgang ist mir ohnehin immer mühsam erschienen, die Bewegung an sich verlangt eine Genauigkeit und Geduld, die ich nicht besitze).

Wie lange braucht man, um zu so einer Frau zu werden?, fragte ich mich, während ich L. beobachtete, wie ich schon Dutzende Frauen beobachtet hatte, in der Metro, in den Warteschlangen vor den Kinos, an den Restauranttischen. Frisiert, geschminkt, gebügelt. Ohne das geringste Fältchen. Wie lange braucht man morgens, um diesen perfekten Zustand herzustellen, und wie lange abends für die Retuschen vor dem Ausgehen? Welche Art Leben muss man führen, um die Muße zu haben, sich die Haare zu fönen, jeden Tag anderen Schmuck zu tragen, seine Kleider abwechslungsreich zu kombinieren und nichts dem Zufall zu überlassen?

Heute weiß ich, dass es nicht nur eine Frage der Zeit ist, sondern eher der *Art*, welche *Art* Frau man zu sein beschließt, soweit man da überhaupt die Entscheidungsfreiheit hat.

Ich weiß noch, als ich meiner Lektorin zum ersten Mal begegnete, in ihrem kleinen Büro in der Rue Jacob, war ich zunächst fasziniert von ihrer Eleganz, die Nägel natürlich, aber auch alles andere, einfach und von tadellosem Geschmack. Sie strahlte eine etwas klassische, aber perfekt dosierte beherrschte Weiblichkeit aus, die mich beeindruckte. Als ich François kennenlernte, war ich davon überzeugt, er müsse eine andere *Art* Frau lieben als mich, eine zurechtgemachtere, elegantere, beherrschtere, ich sehe mich noch mit einer Freundin im Café sitzen und ihr die Gründe für das vorhersehbare Scheitern schildern, es sei einfach nicht möglich, doch, ja, genau deshalb. François liebe Frauen mit gefügigem, glattem Haar (ich machte eine entsprechende Geste), ich dagegen sei struppig. Schon allein dieser Unterschied enthielt in meinen Augen alle weiteren tiefergehenden, ja grundlegenden Unterschiede, ganz allgemein könne unsere Begegnung nur einer falsch gestellten Weiche zu verdanken sein, und ich habe lange gebraucht, um einzusehen, dass es nicht so war.

Nach einer Weile stand L. auf und tanzte weiter, inmitten von etwa zehn anderen, unter die sie sich so geschickt gemischt hatte, dass sie mit dem Gesicht zu mir tanzte. Heute und im Licht des Geschehenen bezweifle ich nicht, dass diese Szene als Balzverhalten interpretiert werden kann, was ich übrigens auch tat, doch in der damaligen Situation war es eher eine Art Spiel zwischen ihr und mir, ein stillschweigendes Einverständnis. Irgendetwas machte mich neugierig, amüsierte mich. Manchmal schloss L. die Augen, die Bewegungen ihres Körpers waren von diskreter Sinnlichkeit, sie hatten nichts Auftrumpfendes, L. war schön, die Männer schauten sie an, und ich versuchte den Blick der Männer auf sie einzu-

fangen, den Moment zu erhaschen, in dem sich dieser Blick trübte. Ich bin für die Schönheit von Frauen empfänglich, ich war es immer. Ich beobachte sie gern und versuche mir vorzustellen, welche Rundung, welche Höhlung, welches Grübchen, welcher kleine Aussprachefehler, welche Unvollkommenheit an ihnen das Begehren auslöst.

L. tanzte inzwischen fast reglos, ihr Körper wiegte sich leicht und rhythmisch, schmiegte sich in jeden Ton, jede Nuance, ihre Füße blieben jetzt fest am Boden und bewegten sich nicht mehr. L. war ein Blumenstängel, eine Liane im Wind des Takts, und es war sehr schön anzusehen.

Später, und ich kann heute keine Verbindung mehr zwischen diesen beiden Momenten herstellen, fanden wir uns wieder, L. und ich, wir saßen am Küchentisch, zwischen uns eine Flasche Wodka. Inzwischen glaube ich mich zu erinnern, dass Leute, die ich nicht kannte, mich ins Gespräch gezogen hatten und ich eine Zeitlang mit ihnen verbrachte, bis L. mir die Hand hinstreckte, damit ich weitertanzte. Nathalie hatte ich aus den Augen verloren, vielleicht war sie schon nach Hause gegangen. Es waren viele Leute da, die Stimmung war gut.

Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, L. von der Frau auf der Buchmesse zu erzählen, von dieser Reue, diesem bitteren Nachgeschmack, den ich nicht loswurde. Ich dachte pausenlos an diesen Augenblick zurück, an meine Reaktion, dieser Zwischenfall enthielt etwas, das mich abstieß, das nicht ich war, und ich hatte keine Möglichkeit, diese Frau wiederzufinden, mich bei ihr zu entschuldigen und ihr Buch zu signieren. Es war geschehen, hatte sich abgespielt, und es gab keine Möglichkeit, die Zeit zurückzuspulen.

»Was Ihnen im Grunde zusetzt, ist nicht nur, dass diese Frau gekränkt war, dass sie vielleicht viele Kilometer zurückgelegt hat,

um Sie zu sehen, die Kinder bei der Schwester gelassen hat, und dass sie Streit mit ihrem Mann hatte, weil der eigentlich mit ihr einkaufen gehen wollte und nicht verstand, warum sie Sie unbedingt sehen wollte. Nein, das, was Sie verfolgt, ist, dass diese Frau Sie jetzt vielleicht nicht mehr mag.«

Ihre Stimme war sanft und ohne Ironie.

»Vielleicht«, gab ich zu.

»Ich kann mir vorstellen, dass diese Zeit jetzt für Sie nicht so einfach ist. Die Kommentare, die Reaktionen, plötzlich im Rampenlicht zu stehen. Ich kann mir vorstellen, dass immer die Gefahr eines Zusammenbruchs besteht.«

Ich versuchte abzuwiegeln, man dürfe auch nicht übertreiben. Sie redete weiter.

»Trotzdem dürften Sie sich manchmal sehr allein fühlen, als wären Sie splitternackt mitten auf einer Straße, im Scheinwerferlicht eines Autos gefangen.«

Verblüfft starrte ich L. an. Genau so fühlte ich mich, *splitternackt mitten auf einer Straße*, und mit genau diesen Worten hatte ich es gesagt. Zu wem? Zu meiner Lektorin? Zu einem Journalisten? Wie konnte L. genau die Worte verwenden, die ich selbst verwendet hatte? Aber hatte ich es überhaupt zu jemandem gesagt?

Noch heute weiß ich nicht, ob L. an jenem Abend etwas wiederholte, was sie gelesen hatte oder was ihr erzählt worden war, oder ob sie es wirklich erraten hatte. Mir fiel ziemlich schnell auf, dass L. ein unerhörtes Gespür für den anderen hatte, die Gabe, die richtigen Worte zu finden, jedem zu sagen, was er brauchte. Es dauerte nie lange, bis L. die richtige Frage stellte oder die Bemerkung machte, an der ihr Gesprächspartner merkte, dass nur sie imstande war, ihn zu verstehen und zu trösten. L. wusste nicht nur auf den ersten Blick den Grund der Verstörung herauszufinden, vor allem fand sie den Riss, der, so tief er auch vergraben sein mag, in jedem von uns steckt.

Ich erinnere mich, L. meinen Begriff von Erfolg erklärt zu haben, völlig unverstellt und im Vertrauen darauf, dass sie meine Worte richtig interpretieren würde. Für mich war der Erfolg eines Buchs ein Unfall. Im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein vom zufälligen Zusammentreffen verschiedener nicht reproduzierbarer Faktoren verursachtes unerwartetes und heftiges Ereignis. Sie dürfe da keine falsche Bescheidenheit meinerseits hineininterpretieren, das Buch selbst habe natürlich auch etwas damit zu tun, aber es sei nur einer der Faktoren. Andere Bücher hätten womöglich vergleichbaren Erfolg haben können, sogar größeren, doch für sie sei die Konstellation nicht so günstig gewesen, der eine oder andere Faktor habe gefehlt.

L. behielt ihren Blick fest auf mich gerichtet.

»Aber ein Unfall«, sie betonte das Wort, um klarzustellen, dass es nicht ihr Wort war, »verursacht Schäden, manchmal sogar irreparable Schäden, nicht wahr?«

Ich trank das Glas Wodka aus, das vor mir stand und das sie mehrmals nachgefüllt hatte, ich war nicht betrunken, ich hatte ganz im Gegenteil den Eindruck, einen seltenen Grad von Bewusstheit erreicht zu haben. Es war sehr spät, die Zahl der Gäste schien mit einem Schlag geschrumpft, wir waren in der Küche, in der es noch wenige Minuten zuvor von Menschen gewimmelt hatte, allein. Ich lächelte, bevor ich antwortete.

»Das stimmt. Der Erfolg eines Buchs ist ein Unfall, aus dem man nicht unversehrt hervorgeht, aber es wäre unverschämte, darüber zu klagen. Dessen bin ich sicher.«

Wir nahmen zusammen ein Taxi, L. hatte darauf bestanden, sie könne mich ganz einfach absetzen, meine Wohnung liege auf ihrem Weg, es sei nicht einmal ein Umweg.

Im Wagen schwiegen wir. Ich spürte, wie die Müdigkeit in meine Glieder kroch, auf meinem Nacken lastete, mich langsam benommen machte.

Der Fahrer hielt vor meiner Tür.

L. streichelte mir die Wange.

Ich habe oft an diese Geste zurückgedacht, an das, was sie an Sanftheit, Zärtlichkeit und vielleicht Begehren enthielt. Oder vielleicht enthielt sie auch nichts dergleichen. Denn im Grunde weiß ich nichts über L. und habe nie etwas über sie gewusst.

Ich stieg aus dem Taxi, ging die Treppe hinauf und ließ mich in voller Kleidung aufs Bett fallen.

Ich habe keine genaue Erinnerung mehr an die folgenden Tage, ich musste vermutlich noch einige Termine absolvieren: Lesungen in Buchhandlungen, Mediatheken, Vorträge in Schulen. Ich hatte versucht, meine Reisen in die Provinz auf einen Tag in der Woche zu beschränken, um bei meinen Kindern sein zu können, und wollte ohnehin Ende Mai mit alledem aufhören. Irgendwann kommt der Moment, in dem man wieder für Stille rings um sich sorgen, sich wieder an die Arbeit machen und seinen Weg wiederfinden muss. Ich sehnte diesen Moment ebenso herbei, wie ich ihn fürchtete, aber ich hatte dafür gesorgt, dass er kam, und alle Einladungen nach diesem Termin abgelehnt.

Eines Freitagabends, als ich nach zwei Tagen Abwesenheit nach Hause kam (ich war in Genf bei einem Leseverein zu Gast gewesen), fand ich unter einigen Rechnungen einen Brief in meinem Briefkasten. Mein Name und meine Adresse waren auf ein Etikett gedruckt worden, das auf dem unteren Teil des Umschlags klebte. Ich hielt ihn daher für einen Werbebrief, fast hätte ich ihn weggeworfen, ohne den Inhalt zu überprüfen. Ein Detail jedoch weckte meine Aufmerksamkeit. Auf dem Etikett stand fett gedruckt meine Wohnungsnummer, eine Nummer, die auf keiner administrativen Post auftaucht. Übrigens wusste ich lange Zeit gar nichts von ihr. Sie steht nämlich auf einem kleinen Bronzeschild, das draußen im Gang etwa einen Meter links von der Wohnungstür neben den alten PTT-Schildern an die Fußleiste genagelt ist. Ich habe es erst nach ein paar Jahren bemerkt. Meine Wohnung hat die Num-

mer 8, die meiner Nachbarn die Nummer 5, ein solcher Mangel an Logik machte diese Nummern in meinen Augen noch geheimnisvoller.

Neugierig öffnete ich den Umschlag und entfaltete den auf ein DIN-A4-Blatt getippten Brief. Wer besitzt denn heutzutage noch eine Schreibmaschine, das dachte ich, bevor ich ihn zu lesen begann.

Ich gebe den Text, dessen Syntax und Vokabular anscheinend so gewählt wurden, dass ich das Geschlecht des Absenders nicht bestimmen konnte, hier vollständig wieder.

Delphine,
du glaubst sicher, du seist quitt mit allen.
Du glaubst, du könntest dich so aus der Affäre ziehen, weil dein Buch angeblich ein Roman ist und weil du ein paar Vornamen geändert hast. Du glaubst, du könntest dein erbärmliches kleines Leben einfach so weiterführen. Dafür ist es zu spät. Du hast Hass gesät und wirst das Verdiente ernten. Die Schleimer in deiner Umgebung haben so getan, als hätten sie dir verziehen, aber, glaub mir, dem ist nicht so, sie sind wütend und warten auf ihre Stunde, und wenn die Zeit gekommen ist, wirst du ihnen nicht entgehen. Ich habe allen Grund, dies zu wissen. Du hast eine Bombe gelegt, du wirst auch die Trümmer zählen müssen. Das wird kein anderer für dich tun.
Aber täusch dich nicht über meine Absichten. Ich will dir nichts Böses. Ich wünsche dir sogar das Beste. Ich wünsche dir einen glänzenden

Erfolg, den du mit 75 % versteuerst, denn ich nehme an, du stehst links, wie all die bürgerlichen Bohemiens deiner Art, und wirst François Hollande wählen.

Du hast deine Mutter verkauft, und das hat dir viel eingebracht. Du verdienst mächtig Kohle, oder? Zahlt sich die Familiengeschichte aus, mit maximaler Rendite?

Dann schick ihn doch bitte, den Scheck.

Damals bekam ich über den Verlag sehr viel Post, Dutzende von Briefen meiner Leser, jede Woche kam ein brauner Umschlag mit einem Päckchen gebündelter Briefe. Auch Mails, die von der Website an meine Mailadresse weitergeleitet wurden.

Aber nun bekam ich zum ersten Mal einen anonymen Brief an meine private Adresse. Und zum ersten Mal einen so aggressiven Brief zu einem Buch von mir.

Ich hatte ihn kaum zu Ende gelesen, da klingelte mein Handy. Ich kannte die Nummer auf dem Display nicht und zögerte, bevor ich den Anruf annahm. Einen Moment lang glaubte ich, der Schreiber des Briefs und der Anrufer seien derselbe, auch wenn das unsinnig war. Ich war so aufgewühlt (und erleichtert), dass es mir nicht seltsam erschien, die tiefe und leicht samtige Stimme L.s zu hören, obwohl ich ihr meine Nummer nicht gegeben hatte.

Sie habe seit unserer Begegnung viel an mich gedacht, sagte L. und schlug vor, an einem der nächsten Tage, wann immer es mir passe, einen Tee, einen Kaffee, ein Glas Wein oder sonst ein Getränk meiner Wahl zu trinken, sie sei sich durchaus bewusst, dass mir ihr Verhalten absonderlich und ein bisschen kühn erscheinen könne, sie lachte und fügte dann hinzu:

»Aber die Zukunft gehört den Sentimentalen.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, plötzlich stand mir *Le Loup sentimental* vor Augen, ein Bilderbuch, das ich meinen Kindern, als sie klein gewesen waren, Dutzende Male vorgelesen hatte. Der Held, Lucas, ein temperamentvoller junger Wolf, verlässt seine Familie, um sein eigenes Leben zu leben. Im Augenblick des Abschieds zählt ihm der Vater gerührt die Lebensmittel auf, die er zu sich nehmen darf: Rotkäppchen, drei kleine Ferkel, Ziege und Zicklein usw. In Bermudashorts und Rollkragenpullover (ich erwähne diese Details, weil sie zum unbestreitbaren Charme dieser Figur beitragen) geht Lucas aufgeregt und zuversichtlich auf Abenteuersuche. Doch jedes Mal, wenn er einem der Nahrungsmittel von der Liste begegnet, lässt er sich erweichen und verschlingt seine Beute nicht, sondern geht seines Wegs. Nachdem er einige der vierbeinigen Festmähler – mit denen er bei der Gelegenheit auch noch Freundschaft schließt – ausgelassen hat, trifft er völlig ausgehungert auf den schrecklichen Menschenfresser (soweit ich mich erinnere, ist es der aus dem *Kleinen Däumling*) und verschlingt ihn mehr oder weniger in einem Bissen, wodurch er alle schwachen Geschöpfe seiner Gegend von dieser Gefahr erlöst.

Doch abgesehen von dieser Geschichte kam mir eigentlich kein Beispiel für das glückliche Geschick der Sentimentalen in den Sinn. Mir schien ganz im Gegenteil, dass sie meistens die bevorzugte Beute von Despoten und sonstigen Fieslingen waren.

Wie dem auch sei, ich hörte mich Ja sagen, warum nicht, gern, irgendetwas in der Art. Wir verabredeten uns für den folgenden Freitag in einer Bar, die L. kannte. Während des Gesprächs fragte sie mich mehrmals, ob alles in Ordnung sei, als könnte sie meine Bestürzung aus der Ferne wahrnehmen.

Als ich später wissen wollte, wie sie an meine Telefonnummer gekommen war, antwortete L., sie habe genug *Beziehungen*, um jede Handynummer, von wem auch immer, herauszubekommen.

Ich habe die Spur dieses ersten Treffens in meinem Kalender gefunden. Neben L.s Namen hatte ich ihre Telefonnummer und die Adresse der Bar notiert. Damals und auch für einige Zeit danach konnte ich noch einen Stift in der Hand halten, und mein Leben war in den schwarzen, seit fünfzehn Jahren immer gleichen *Quo-Vadis*-Kalendern enthalten, die ich in jedem Herbst nachkaufte. Mit Hilfe dieser Seiten versuche ich zu rekonstruieren, in welchem Kontext und in welcher Geistesverfassung ich L. wiedersah. Im Laufe derselben Woche nahm ich anscheinend an einer Veranstaltung in einer Pariser Buchhandlung teil, traf mich im Lutetia mit einer Wissenschaftlerin des staatlichen Zentrums für wissenschaftliche Forschung CNRS, die an einer Studie über die Rolle der Autoren in den Medien arbeitete, begab mich in die Rue Edouard-Lockroy Nr. 12 (die Adresse ist, ohne weitere Angaben, mit einem grünen Stabilo unterstrichen), plauderte im Pachyderme mit Serge, mit dem ich mich ein, zwei Mal im Jahr treffe, damit wir uns über unser Werk und unser Leben austauschen können. (An jenem Tag ging es um den idealen Stuhl, Serge unterhielt mich mit einer witzigen Beschreibung seiner kurzlebigen Leidenschaften für dieses oder jenes Sitzmöbel und der vielen verstoßenen Stühle, die sich auf seinem Dachboden stapelten.) Hinzu kommen etwa zehn Termine, an die ich mich nur noch vage erinnere. Ich schliesse daraus, dass ich zu jener Zeit sehr beschäftigt und wahrscheinlich etwas angespannt war, wie immer, wenn mir das Leben davonläuft und schneller galoppiert als ich. Außerdem sehe ich, dass ich den Englischunterricht bei Simon angefangen hatte.

Ich kam übrigens gerade aus dem Unterricht, als ich mich mit L. in der Express Bar traf.

Ich wusste nicht viel über sie, weil wir am Abend unserer ersten Begegnung vor allem über mich gesprochen hatten. Was mir, als es mir später zu Hause auffiel, ziemlich unangenehm war, deshalb stellte ich ihr, kaum dass ich saß, mehrere Fragen, damit sie keine Zeit hatte, den Gesprächsverlauf nach ihren Wünschen zu bestimmen. Es war mir nicht entgangen, dass sie es gewöhnt war, in diesen Dingen die Führung zu übernehmen.

L. lächelte, sie war keine Spielverderberin.

Zunächst erklärte sie mir, sie schreibe für die anderen. Das sei ihr Beruf. Sie schreibe die Beichten der anderen nieder, ihre Seelendramen, beschreibe ihre Ausnahmeexistenzen, die nur darauf warteten, erzählt zu werden, und seltener auch ihre glatten Lebensläufe, die zu Heldenepen umgedichtet werden müssten. Einige Jahre zuvor hatte sie ihre Journalistentätigkeit aufgegeben und diese Art des Schreibens zu ihrem Beruf gemacht. L. war bei den Verlagen sehr gefragt und konnte es sich sogar leisten, Angebote abzulehnen. Im Laufe der Zeit hatte sie sich mehr oder weniger auf Frauen-Autobiografien spezialisiert; Schauspielerinnen, Sängerinnen und Politikerinnen rissen sich um sie. L. erklärte mir, wie der Markt funktioniert: Die großen Aufträge verteilten sich im Wesentlichen auf drei oder vier Kollegen. Meistens stünde sie in Konkurrenz zu zwei bekannten Autoren, die über ihre eigene Arbeit hinaus im Verborgenen schrieben. *Star-Ghostwriter*, betonte sie, eine unsichtbare literarische Gruppe, der sie sich zugehörig fühle. Denn weder deren noch ihr eigener Name erscheine auf dem Umschlag, höchstens unter *Mitarbeit* auf der ersten Seite. Doch eigentlich lasse nichts am Äußeren oder Inneren des Buches darauf schließen, dass der vorgebliche Autor manchmal kein einziges Wort davon geschrieben habe. Sie nannte mir die Titel ihrer jüngsten Werke, dar-

unter waren die Memoiren eines internationalen Top-Models und der Erfahrungsbericht einer jungen Frau, die jahrelang gefangen gehalten worden war. L. beschrieb mir dann die Materialsammlung in den stundenlangen Interviews mit diesen Menschen, die Zeit, die man brauchte, um Zugang zu ihnen zu finden, diese nach und nach aufgebaute, zunächst noch unsichere, dann immer intensivere und vertrauensvollere Beziehung. Sie betrachtete sie als ihre *Patienten*, was natürlich nicht im vordergründigsten Sinne des Wortes zu verstehen sei, aber der Begriff sei nicht willkürlich gewählt, denn im Grunde lausche sie ihren Sorgen, ihren Widersprüchen, ihren geheimsten Gedanken, manche hätten sogar das Bedürfnis, sich ihrem Blick zu entziehen oder sich hinzulegen. Meistens gehe sie zu ihnen, packe ihr Diktiergerät und das Handy aus (einmal habe sie eine komplette Arbeitssitzung verloren, weil sich das Diktafon während des Gesprächs unbemerkt ausgeschaltet habe, seither sichere sie alles durch ein zweites Aufnahmegerät) und warte dann auf die Worte und die Erinnerungen. Den vergangenen Sommer habe sie auf Ibiza im Haus einer bekannten Fernsehmoderatorin verbracht und mehrere Wochen so mit ihr zusammengelebt. Sie habe sich dem Rhythmus dieser Frau angepasst, ihre Freunde kennengelernt und sei mit der Umgebung verschmolzen. Nach und nach seien die vertraulichen Mitteilungen gekommen, bei einem Frühstück, einem nächtlichen Spaziergang, nach einem Fest, als das Haus wieder leer gewesen sei. L. habe alles aufgezeichnet, auch den stundenlangen Austausch von Belanglosigkeiten, bei dem dann doch das ein oder andere enthüllt worden sei. Nach mehrmonatiger Arbeit sei sie gerade mit diesem Buch fertig geworden. L. sprach gern über dieses Material, das ihr geschenkt wurde, ein lebendiger Rohstoff, im Grunde etwas, das zur Wahrheit gehöre, sie wiederholte diese Wort mehrmals, denn im Grunde zähle nur das Wahre. Und all das beruhe auf einer Begegnung, auf dieser einzigartigen Beziehung, die nach und nach zwischen ihr und ihnen aufgebaut wer-

de. Es falle ihr übrigens schwer, ein Buch abzuschließen, um ein neues zu beginnen, jedes Mal fühle sie sich schuldig, als verlasse sie jemanden, als wäre sie eine unentschlossene, flatterhafte Geliebte, die eine Beziehung abbricht, bevor sie ihr langweilig wird.

Später am Abend sagte mir L., sie lebe allein, ihr Mann sei schon seit Langem tot. Ich fragte nicht, woran er gestorben war, mir schien, diese Information enthalte einen zusätzlichen Schmerz, den L. nicht auf sich zu nehmen bereit war. Sie vertraute mir an, sie habe keine Kinder, sie sei nicht traurig darüber oder vielmehr sei es eine Trauer, die sie nicht zulassen könne, eine Trauer, die sie wie ein Gift von sich fernhalte. Wozu brauche man Gründe und Rechtfertigungen, es sei nicht dazu gekommen, und damit basta. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich nicht einschätzen konnte, wie alt sie war. L. konnte ebenso gut fünfunddreißig wie fünfundvierzig sein, sie gehörte zu diesen jungen Mädchen, die vor den anderen fraulich werden, und zu den Frauen, die auf immer mädchenhaft bleiben. L. fragte mich, ob ich mit François zusammenlebte (ich erinnere mich, dass sie ihn beim Vornamen nannte), und ich erklärte ihr, aus welchen Gründen wir beschlossen hatten, jeder in seiner Wohnung zu bleiben, solange unsere Kinder noch bei uns lebten. Ja, wahrscheinlich hätte ich auch Angst vor der Gewöhnung, dem Verschleiß, dem Genervtsein, den Kompromissen, all diesen sehr banalen Dingen, die Menschen, die sich lieben, nach mehreren Jahren des Zusammenlebens zustoßen, aber es gehe vor allem um ein Gleichgewicht, das ich zu gefährden fürchte. Zudem schleppe jeder unseres Alters sein Päckchen an Niederlagen und Desillusionierungen mit sich herum, und mir scheine, so wie wir lebten, würden wir das Beste von uns geben und nehmen.

Ich liebe diese Unbefangenheit im Gespräch, die mit manchen Menschen möglich ist, diese Art, sofort zum Kern des Themas zu

kommen. Ich liebe es, über Wesentliches, Emotionales zu sprechen, auch mit Freunden, die ich nur ein- oder zweimal im Jahr sehe. Ich liebe am anderen (und oft an den Frauen) diese Fähigkeit, Intimes anzusprechen, ohne dabei schamlos zu sein.

So saßen wir uns in jenem Lokal gegenüber, L. war nicht mehr in der verführerischen, etwas offensiven Pose wie auf dem Fest, etwas an ihr wirkte sanfter. Wir waren zwei Frauen, die sich kennenlernen, eine gewisse Anzahl von Sorgen teilen und sofort verbindende Übereinstimmungen entdecken. Das erscheint mir jedes Mal banal und wundersam zugleich. Das Gespräch wurde wieder lockerer. Ziemlich bald, so erinnere ich mich, fragte L. nach meinen Freundinnen. Wer sie waren, woher sie kamen, wie oft ich mit ihnen Kontakt hatte. Ein Thema, das ich liebe und über das ich stundenlang reden könnte. Ich habe Freundinnen aus dem Kindergarten, aus der Grundschule, vom *Collège*, vom *Lycée* und aus den Vorbereitungsklassen zum Studium – aus jeder Lebensphase. Ich habe meine Freundinnen in den verschiedenen Unternehmen kennengelernt, in denen ich gearbeitet habe, und zwei von ihnen auf Festivals und Literaturveranstaltungen. Ich bin unbestreitbar jemand, der Zuneigung zu Menschen fasst, und zwar dauerhaft. Einige meiner Freundinnen sind vor langer Zeit aus Paris weggezogen, andere sind zurückgekehrt. Und ich lernte neue kennen. Ich bewundere sie alle aus unterschiedlichen Gründen, ich will wissen, was aus ihnen wird, was sie durchmachen, was sie bewegt, obwohl wir alle sehr beschäftigt sind. Und ich finde es schön, wenn meine Freundinnen sich kennenlernen, einige haben unter sich Freundschaften geschlossen, die mit mir gar nichts mehr zu tun haben.

Das war es, was ich L. zu erklären versuchte, auch, wie wichtig mir jede einzelne war, wie einzigartig und außergewöhnlich, und L. fragte mich:

»Aber keine von ihnen ruft dich jeden Tag an? Keine teilt deinen Alltag?«

Nein, keine war derart regelmäßig präsent. Das schien mir völlig normal. Mit der Zeit hatten sich unsere Beziehungen verändert. Die Begegnungen waren seltener geworden, aber deshalb war die Freundschaft nicht weniger intensiv. Und außerdem fanden wir immer ganz leicht wieder zueinander, das galt für jede von ihnen, für die ältesten wie für die neuesten. Übrigens war das etwas, das mich immer wieder begeisterte, diese Fähigkeit, sofort wieder vertraut zu sein, auch wenn wir uns manchmal Wochen oder Monate nicht gesehen hatten. Meine innigen Freundschaften hatten sich in luftigere, weniger exklusive Bindungen verwandelt, die in ein aus weiteren Bindungen bestehendes Leben einfließen.

L. wirkte erstaunt. Ihrer Ansicht war es unmöglich, als Erwachsene noch mehrere Freundinnen zu haben. Mehrere *echte* Freundinnen. Sie meine nicht die guten Bekannten, sondern *die* Frau, mit der man alles teilen könne. Die einzige. Die Frau, die alles hören durfte, die alles verstand und nicht urteilte. Ich sagte, für mich gebe es mehrere. Jede dieser Beziehungen habe ihre eigene Tonart, ihren Rhythmus und ihre Frequenz, ihre Lieblingsthemen und ihre Tabus. Meine Freundinnen seien unterschiedlich, und was wir miteinander teilten, sei ebenso unterschiedlich. Jede von ihnen sei mir auf einzigartige Weise wichtig. L. wollte mehr erfahren. Wie sie hießen, was sie beruflich machten, ob sie allein oder in einer Paarbeziehung lebten, ob sie Kinder hatten.

Wenn ich heute dieses Gespräch zu rekonstruieren versuche, bin ich versucht zu glauben, dass L. das Terrain sondierte und ihre Eroberungschancen auslotete. Doch in Wirklichkeit bin ich nicht sicher, dass die Dinge so klar waren. Bei L. bestand eine echte Neugier, ein tiefes und immer neues Interesse, dem zu misstrauen ich keinen Grund hatte.

Menschen, die die echten, die wichtigen Fragen stellen, sind selten.

Es war dunkel geworden, die Kellnerin hatte die Kerzen auf den Tischen angezündet. Ich schickte meinen Kindern eine SMS, es würde ein bisschen später werden und sie sollten mit dem Abendessen nicht auf mich warten.

Alles war einfach.

Als ich später einen Stift aus meiner Handtasche holte, um etwas aufzuschreiben, wahrscheinlich eine Adresse oder den Namen eines Geschäfts, lächelte L. mir zu.

»Ich bin auch Linkshänderin. Weißt du, dass sich die Linkshänder untereinander erkennen?«

An jenem Tag sprach L. mit mir weder über mein Buch noch über meine künftige Arbeit.

L. bewegte sich auf Samtpfoten vorwärts, sie hatte Zeit.